

die Flüsse besonders reißend über die Ufer treten.

Bei einer Zellentdurchsuchung hatte man uns alle geheimen Werkzeuge abgenommen. Mit unsagbarer Mühe rissen wir unter dem herrischen Kommando von Acquarone Baumwurzeln aus dem Sumpf und bauten uns zunächst ein Lager. Dann mußte Holz für ein Floß beschafft werden. Bis zur Brust im Wasser stehend, lösten Abbémon und ich die faulenden Stämme aus dem Schlamm. Der riesenhafte Brierre stand in zerlumptem, nassem Hemd, mit zerschundenen Schultern im Wasser und sah aus wie ein Schauspieler, der einen großen Monolog halten will.

Tagelang lebten wir von Kokosnüssen und kleinen Fischen des Flusses, die wir roh aßen. Begeistert und glücklich, endlich nach vielen Jahren einmal für ein Ziel zu arbeiten, träumten wir von unserer Freiheit. Nach langer, mühseliger Arbeit war unser formloses, durch Schlingpflanzen gehaltenes Floß fertig. Wir standen zerrissen und zerschunden, mit langen Bärten und Haaren, die seit vierzehn Tagen nicht gepflegt waren, wie Gespenster um dieses Floß herum. Mit letzter Kraftanstrengung zerrten wir es gemeinsam ins Wasser.

Das Herz blieb uns stehen, als unser Floß unter dem Gewicht von drei Männern schon zu sinken begann. Als wir fünf auf dem Floß standen, reichte das Wasser uns bis an den Hals. Aber noch waren wir nicht in der Strömung. Mit Knüppeln und unseren Armen ging es, vom Mut der Verzweiflung getrieben, in den Strom, der uns erfaßte und das Floß wie einen Spielball um sich selbst drehte. Ich habe später oft an die Geier gedacht, die uns in der Luft verfolgten und unsere nackten Schultern und Arme aus dem Wasser ragen sahen. Jeder Strudel riß uns bis über den Kopf in die Tiefe. Unsere Augen waren blutunterlaufen, die Wangen tief eingefallen. Diese Aasgeier werden sich gewundert haben, daß Tote noch so laut brüllen können. Das Furchtbarste jedoch war, daß die Strömung uns nach St.

Laurent zurücktrieb. Ein Strudel stieß unser Floß schließlich an das rettende Ufer der holländischen Seite. Mit letzter Kraft wankten wir ans Ufer und brachen vor Erschöpfung zusammen. Auch das Floß war gerettet. Unsere Reise konnte beginnen . . .

Vierundzwanzig Stunden schliefen wir wie tot in dem scharfen, hohen Sumpfgas, dann trieb uns der Hunger an das Ufer zurück, wo wir kleine Flußkrabben fingen und roh vertilgten. Von unserem Landungsplatz wäre es für normale Menschen in gutem Ernährungszustand ein anstrengender Marsch von nur dreißig Stunden bis zu den ersten holländischen Niederlassungen gewesen. Dieser Tatsache waren wir uns bewußt. Aber ebenso klar war uns, daß hier kein Weg vorhanden und diese Entfernung durch Morast und wildeste Dschungel führte.

Zunächst versuchten wir, aus dem sumpfigen Mangrovegebiet in trockenes, höher gelegenes Gelände zu kommen. Tagelang irrten wir, von Abermillionen Moskitos gepeinigt, umher. Der Baumbestand war so dicht, daß wir unseren einzigen Wegweiser, die Sonne, aus den Augen verloren. Unser Marsch mußte nach Norden in einen höher gelegenen Wald führen. Nach vier Tagen tödlicher Qualen und Entbehrungen erreichten wir diesen Wald. Oft mußten wir stundenlang auf allen Vieren von Grasbüschel zu Grasbüschel kriechen, um nicht im Schlamm zu versinken . . .

Dann kam der Busch. Wir hatten die Richtung vollkommen verloren, und mir ist es noch heute rätselhaft, daß wir nicht verhungert sind. Nur vom Hunger gequält, mit aufgequollenem Magen nährten wir uns wie Tiere von Blättern und Wurzeln. Nachts dienten uns die Luftwurzeln der Bäume als Lager, wo wir dicht aneinandergedrängt, geängstigt vor dem nächtlichen Urwald Schutz suchten.

Gallay, der vor der Dunkelheit eine geradezu kindliche Furcht empfand, hatte nachts seine Hand im Schlaf ausgestreckt und plötzlich die glatten Muskeln einer Schlange zwischen den Fin-